

Religionsfreiheit im Islam?

Adventspredigt im Mainzer Dom, 7. Dezember 2014
Eingeklammertes habe ich aus Zeitgründen nicht vorgetragen

Der zweite Adventssonntag führt uns den »letzten Propheten« vor. Die heutige Adventspredigt soll Religionsfreiheit im Islam behandeln; aber der »letzte Prophet« des zweiten Adventssonntags ist natürlich nicht Muḥammad, sondern Johannes der Täufer. Mit ihm müssen wir anfangen.

Er tritt kurz vor Jesus auf. Für den Evangelisten Markus ist der Täufer die Ausgangs-Figur, der Beginn der Jesusgeschichte – er deutet Johannes den Täufer im Licht der Jesaja-Weissagung. »Eine Stimme ruft in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg!« Jesus selbst schätzt den Täufer; aber er unterscheidet sich auch klar von ihm: kein drohender Fastenprediger will er sein. Jesus tröstet, Jesus heilt, Jesus feiert; am deutlichsten aber kann man den Unterschied an seiner Ortswahl sehen: der Täufer zieht die Menschen aus den Städten in die Wüste; Jesus zieht mit den Seinen ins Bewohnte, ja in die Stadt schlechthin: nach Jerusalem. Nicht »Stimme in der Wüste«, sondern »In der Wüste bahnt den Weg des Herrn.« Schon bei Jesaja war mit dieser Wüste kein Ödland da draußen gemeint. Vielmehr ist diese Wüste: Jerusalem! Wüste – hier, wo ihr lebt, wo ihr handelt und euch verirrt habt, und das Leben unlebbar gemacht habt, und wo ihr dürstet: da gestaltet sich jetzt das Leben um. Hier bereitet nun den Weg des Herrn! Der »Weg des Herrn«, das ist die Handlungsweise Gottes. Sie lasst wirksam werden! Nicht radikale Abwendung von der Lebenswelt der Menschen, weil im Kulturraum ja alles hoffnungslos wäre, sondern liebevolle Zuwendung zur Welt, weil sie selbst zum Weg des Herrn werden kann; nicht radikales Nein zur Welt, sondern das wandelnde Ja zur Welt – so liest Jesus Jesaja, und so handelt und wandelt Jesus dann selbst: bejahte und daher verwandelte Welt.

In diesem Geist der Weltbejahung wollen wir auf 2014 schauen. Das fällt uns allerdings schwer. Papst Franziskus war vorletzte Woche in der Türkei. — In der türkischen Hauptstadt, in Ankara, habe ich selbst sechs Jahre gelebt. Daher sollte ich den Papstbesuch auch diesmal, aus Rom, verschiedentlich kommentieren. Nachher meldete sich ein junger Mann bei mir auf Facebook. Vor über 20 Jahren war ich sein Internatserzieher im Kolleg Sankt Blasien gewesen. Inzwischen hat er drei Kinder; und nun schreibt er, dass er sich gefreut habe, mich so unverhofft im Deutschlandradio zu hören – und dann: »IS macht mir Angst«, also: Er empfindet eine Bedrohung durch den sogenannten *Islamischen Staat*, die Terrororganisation, die sich in den letzten Jahren, erst in Syrien, dann im Irak mit menschenverachtender Brutalität durchsetzen will und dafür auch aus Europa Kämpfer rekrutiert. »IS macht mir Angst.« Ja, das kann man verstehen.

Mein ehemaliger Schüler ist nun nicht »islamophob« – er kultiviert in sich keine undifferenzierte, vorurteilsgesteuerte und politisch verwertbare Angst vor ›dem Islam schlechthin‹. Er hat in seinem Facebook-Gruß auch gleich nachgeschoben: » ... IS. Aber das ist nicht *der* Islam.« Dennoch, seine Angst schreibt er mir; und ich kann sie verstehen.

[Papst Franziskus hat uns in diesem Jahr wiederholt zum »Verständnis« aufgerufen: den Schmerz des andern verstehen lernen, das Anliegen des andern verstehen lernen und die Ängste der anderen verstehen lernen:

- Vergangenen Mai hat er an einem Brennpunkt des Nahostkonflikts, nämlich in Jerusalem, Juden, Christen und Muslime dazu aufgerufen: »Lernen wir den Schmerz des anderen zu verstehen« (26. Mai 2014).
- In seinem großen Apostolischen Schreiben von der »Freude des Evangeliums«, das manchmal als ›sein Programm‹ bezeichnet wird, ruft Franziskus dazu auf, Gesprächspartner für die Begegnung mit Muslimen auszubilden; diese Gesprächspartner müssen, so fordert er, die »Anliegen« verstehen können, die den Forderungen der anderen zugrundeliegen (*Evangelii Gaudium* 253).
- Jetzt, bei seiner ersten Ansprache in Ankara, hat er treffend nachgezeichnet, wie zwischenmenschliches Verstehen zerbrechen und unmenschliche Diskriminierung wachsen kann. Er sagt, diese Menschenverachtung wachse aus – wörtlich übersetzt – »irrationalen Phobien«.

Phobie ist Angst, die einen ergreift und besetzt – so sehr, dass man den Blick auf die Wirklichkeit verliert. Man kann dann nicht mehr gelassen hinschauen, nachdenken, unterscheiden. Phobien können uns manipulieren. Daher sind sie auch politisch einsetzbar. Wer Macht will und blinde Gefolgschaft sucht, zeigt sich gerne als der, der nun endlich die bisher verdeckte Gefahr entlarvt. Und für so eine angebliche Aufklärung eignen sich Phobien natürlich ideal. Das kann in beide Richtungen gehen. Entweder man erklärt eine Gruppe zur Hauptgefahr – dann heizt man etwa die in der Luft liegende Islamophobie an; oder man erklärt nicht eine Gruppe zur Hauptgefahr, sondern eine Stimmung – dann gilt plötzlich etwa jede kritische Anfrage an den Islam schon als Islamophobie. Das Ergebnis ist

beide Male: man spricht nicht mehr miteinander, sondern übereinander, man hört nicht mehr zu, man verhärtet sich und man verstrickt sich.]

Damit wir weitersehen können, möchte ich Sie bitten, mir auf drei Gedankengängen zu folgen.

- 1 Die frühe islamische Toleranzgeschichte und ihre Gründe
- 2 Die neuere islamische Selbstbehauptung und ihre Gründe
- 3 Wie Religionsfreiheit heute islamisch begründbar ist

1 Die frühe islamische Toleranzgeschichte und ihre Gründe

Nachdem die ersten Eroberungszüge der islamischen Gemeinde Erfolg gehabt hatten, bildete sich in allen islamischen Herrschaftsordnungen eine Art von Toleranz heraus. Sie sah vor, dass die jüdischen und christlichen Gemeinschaften weiterbestehen konnten, beispielsweise als selbstverwaltete Glaubensnationen im Reich. Sie behielten ihre eigenen Gottesdienst-, Sprach- und Rechtstraditionen. Wenn man dies mit der Religionsfreiheit in Europa zur gleichen Zeit vergleicht, kommt die Christenheit schlecht weg: Wir erinnern uns mit Schrecken daran, dass etwa Ende des 15. Jahrhunderts die Juden aus dem katholisch wiedereroberten Spanien fliehen mussten und im Osmanischen Reich – also bei den muslimischen Türken – Aufnahme und Sicherheit fanden. Was die islamischen Herrscher gewährten, war keine »Gleichberechtigung«, aber es war im strengen Wortsinn eine Form von Toleranz, nämlich »Duldung« von Religionen, die man für von Gott überholt hielt.

Warum diese Duldung? Zum einen hatten die Muslime Vorteile von diesen Untertanen, es gab also materielle Gründe: Bei den Christen und Juden unter ihrer Herrschaft gab es Bildung, handwerkliche Fachkompetenz, Handelserfahrung, internationale Beziehungen; und da sie eine Kopfsteuer zahlen mussten, gab es höhere Staatseinnahmen. Aber die Duldung ließ sich auch theologisch begründen. Denn Judentum und Christentum wurden mehr oder weniger anerkannt als Monotheismus. Ich sage mehr oder weniger, weil es auch koranische Bestreitungen zum Beispiel der Gottessohnschaft gibt. Sie wird als Vielgötterei gesehen. Dass Juden – schon in der Frühzeit des Islam, ab dem Jahr 622 – und später auch Christen Muhammad nicht als Propheten anerkannten, das bleibt Muslimen bis heute unverständlich; ganz können wir also nicht als »Gläubige« gelten. Aber die Religionen, die sich wie die Muslime auf Abraham berufen, durften weiterbestehen, und zwar gut. Einigen Kirchen schien es unter muslimischer Herrschaft sogar besser zu gefallen als im byzantinischen Reich, unter dem christlichen Kaiser.

Dennoch gab es unter islamischer Vorherrschaft keine echte Religionsfreiheit, wie wir sie heute als Menschenrecht anerkennen. Zum einen war das Ergebnis der islamischen Duldung meist – sehr deutlich etwa bei den Osmanen – ein Leben in Parallelgesellschaften. Man blieb unter sich, man hatte seine eigene Zivilgerichtsbarkeit und vor allem: Religionswechsel war undenkbar.

Außerdem hatten dem Wortlaut nach nur Juden, Christen und eine weitere Gruppe namens »Sabier« das Recht zur Weiterexistenz unter islamischer Herrschaft. Vielgötterei wurde nicht geduldet. Die Behörden gingen allerdings mit dieser Regel großzügig um. Trafen die muslimischen Herrscher auf im Koran nicht genannte Religionsformen, konnte man sie kurzerhand für monotheistisch erklären – und somit dulden. Das geschah etwa in Indien. Doch ist die Vorschrift »Monotheisten leben lassen, Polytheisten nicht« natürlich keine Religionsfreiheit. Heute ist uns klar, dass der Staat keinerlei Benachteiligungen an religiöse Entscheidungen seiner Bürger knüpfen darf. Aber so weit war man in den Zeiten, die wir heute »Mittelalter« nennen – und bis ins 18. Jahrhundert hinein – noch nicht: auf islamischer Seite nicht, und erst recht nicht auf christlicher.

Fassen wir »die frühe Toleranzgeschichte und ihre Gründe« zusammen: Die islamischen Religionsgelehrten unterstützten die Politik der Duldung durch die muslimischen Herrscher mit einem theologischen Argument. Monotheisten konnten als nicht wirklich Andersgläubige betrachtet werden. Wer an nur einen Gott glaubt, ist ja fast so wie wir. Es handelte sich also gerade nicht um die Anerkennung von Andersheit. Es war eher eine Vereinnahmung; die aber hatte für die Betroffenen verhältnismäßig vorteilhafte Rechtsfolgen.

2 Die neuere islamische Selbstbehauptung und ihre Gründe

Viele Muslime sehen die letzten drei Jahrhunderte als traurige Niederlage für den Islam. Ihrer Wahrnehmung nach sind der Westen und das Christentum auf einer unverdienten Erfolgswelle. Ein Minderwertigkeitsgefühl trübt heute oftmals die muslimische Sicht auf das Abendland. – So konnten sich zwei Neuerungen herausbilden – Islamismus und Nationalismus.

Zum einen: an vielen Orten entstehen islamische Lehren, die die gewachsenen, ungebrochenen Eigen-traditionen der muslimischen Gesellschaften als Menschenwerk verwerfen. Das Überkommene wird jetzt als Entstellung erklärt und als Sündenbock für das Zurückbleiben der einstmals so überlegenen islamischen Kultur. Vielerorts wird hiergegen seit über hundert Jahren ein angeblich einzig-wahrer Islam ausgerufen. Er nimmt sich Koranworte zur Begründung und ein idealisiertes Bild der islami-schen Frühzeit. So wortgetreu will man wieder leben, so erfolgreich will man wieder sein. Derartige Revivals sind natürlich immer künstlich. Sie wollen das Rad der Geschichte zurückdrehen. Und dabei beantworten sie nicht die wahren Herausforderungen von heute. Wer das Frühere verklärt und wieder herstellen will, denkt gerade nicht geschichtlich. Das kennen wir auch in der Kirche. Diesen neu erfundenen Islam gibt es in vielen Formen: friedliebender und militanter, bis ins Politisch-Theokratische hinein. Wer vertritt, die gesamte Lebensordnung – auch der *Staat* – müsse islamisch sein, ist im stren-gen Sinn ein Islamist.

Die andere neuzeitliche Reaktion ist der Nationalismus. Die einheitsbildende, identitätsstiftende Figur des Kalifen wird 1924 abgeschafft. Schon Jahrzehnte zuvor werden im ganzen Nahen Osten Ideen eines modernen Staates aufgenommen. Das Vielvölker-Reich soll der Nation weichen. Das Misstrauen gegenüber Minderheiten wächst. Die Armenier Anatoliens werden etwa zu Verbündeten der Feinde der Türken erklärt und schließlich zu Hunderttausenden getötet – kommendes Jahr bege-hen wir das hundertjährige Gedenken daran. Selbst der türkische Präsident Erdoğan hat letztes Jahr, damals noch Ministerpräsident, den Armeniern sein Beileid zu diesem riesigen Verlust ausgedrückt. Der Befund ist heute: in keinem mehrheitlich islamischen Staat gibt es volle Religionsfreiheit; und in vielen Ländern werden religiöse Minderheiten unter muslimischer Mehrheit verfolgt oder zumindest rechtlich diskriminiert, oder sie empfinden sich als *gesellschaftlich* benachteiligt. Das ist nun gerade kein mittelalterlicher Zustand, sondern eine Folge der Moderne, des islamisierenden Nationalismus.

Erfahren wir von mehrheitlich muslimischen Gesellschaften, in denen Christen benachteiligt oder gar verfolgt sind, löst das in uns manchmal einen Kurzschluss aus. Dann hört man uns sagen: Weil man in Saudi Arabien keine Kirchen bauen darf, müssen wir den Muslimen hier auch verbieten, Moscheen zu bauen. Nein, nein. Religionsfreiheit erkennen wir als Menschenrecht an; nicht aufgrund von Gegenseitigkeit, sondern weil wir davon überzeugt sind, dass es jedem Menschen als Person zukommt. Wir sprechen die schlimme Lage von verfolgten Christen an, ja, und bitten auch unsere muslimischen Mitmenschen hier, ihre Stimme gegen Benachteiligung von Christen und gegen alle religiöse Verfolgung zu erheben, ja. Aber wir machen die in Deutschland lebenden Muslime nicht für das verantwortlich, was in mehrheitlich muslimischen Ländern geschieht. Sie sind ja oft genau deswe- gen zu uns gekommen und bringen nicht selten eine willkommene Feinfühligkeit für Freiheitsbe-schränkungen mit.

Nun aber wieder die Frage nach dem theologischen Grund. Wenn religiöse Menschen sich an früheren Zeiten orientieren wollen; wenn sie Zustände vergangener Tage wieder herzustellen versu- chen; wenn sie dazu in ihrem Denken gewaltsam, in ihrer Sprache gewaltig und – allzu oft dann auch – in ihrem Handeln gewalttätig werden: Was ist das Anliegen dahinter? Solche Versuche der Selbstbehauptung gibt es in allen mir bekannten Religionen. Hier schauen wir nun einmal besonders auf den Islam; der Blick ist lehrreich auch für unsere eigene Geschichte.

Als Muḥammad im 7. Jahrhundert nach Christus auf der arabischen Halbinsel auftritt, lauten sein Anspruch und seine Überzeugung: Hier ergeht Gottes *hudā*. Das heißt: Jetzt kommt die göttliche Rechtleitung. Gott sagt uns nun endlich in aller Klarheit seine Lebensordnung: wie man glauben und beten soll, wie man handeln und wie man das Gemeinschaftsleben gestalten soll. Nach islamischem Verständnis sagt Gott in Verkündigungen durch den Mund Muḥammads seinen Willen. Jetzt haben wir seine Rechtleitung, seine *hudā*; und aufgenommene, gelebte *hudā* – Rechtleitung durch Gott – ist Islam.

Das lässt sich alles gut verstehen. Nun sagen die meisten Muslime verständlicher Weise weiter: Wenn ich weiß, was Gott von uns Menschen will, dann will ich es natürlich weitersagen, weitertragen, verwirklichen. Und jetzt entsteht im frühesten Islam ein Problem. Nicht alle lassen sich darauf ein. Die heidnischen Araber in Mekka lehnen diese angebliche göttliche Rechtleitung ab – denn sie fürchten, dass so ihre Gesellschaftsordnung mit ihrer bedeutsamen Kultstätte zerbricht; als Muḥammad dann mit seinen wenigen Anhängern von Mekka nach Medina auswandert, trifft er dort auch auf *Juden*. Und die Juden von Medina lehnen die neue sogenannte göttliche Rechtleitung ebenfalls ab. Die *hudā* trifft auf Widerstand.

Wenn Gottes *hudā* auf Erden Wirklichkeit werden soll, dann muss ich auch etwas dafür tun – so versteht Muḥammad seinen Auftrag; er erobert von seiner neuen Heimat Medina aus seine Herkunftsstadt Mekka, und immer mehr Gebiet, damit der Bereich, in dem die göttliche Rechtleitung verwirklicht ist, wächst und sicher ist.

Die Mehrzahl der Muslime sagt natürlich heute: diese Phase der Sicherstellung ist längst abgeschlossen. Heute müssen wir nichts mehr dazuerobern. Aber ein Anliegen teilen sie doch mit ihrer ersten Generation. Muslime wollen auch heute, dass Gottes Rechtleitung überall verwirklicht wird.

Ein Christ, der das hört, wird antworten: Ja, dass Gottes Wille überall geschehe, das erhoffen und erbeten wir auch. Das können wir verstehen; und wir können auch verstehen, dass wir als Menschen zur Verwirklichung des Gotteswillens etwas beizutragen haben. Und wir können uns von unseren muslimischen Mitmenschen sogar wieder an diese Hoffnung erinnern lassen: dass der Glaube unsere Herzen, aber auch unsere Häuser durchprägt, unsere Beziehungen, unsere Wirtschaftsordnung, unsere Gesellschaft, unsere Politik: dass unsere Intuitionen und Institutionen evangeliumsgemäß sind. Darauf zu hoffen, darum zu beten, dafür zu arbeiten – das ist sehr wohl gut christlich. Das Evangelium soll ja der Sauerteig sein, der alles umgestaltet. Die Muslime erinnern uns also an eine wichtige Seite unseres eigenen Glaubens: Wir leben im Advent – *adveniat regnum tuum, dein Reich komme* – und das Gottesreich ist nicht nur eine Privatsache. Gott will alles verwandeln, die ganze Weltordnung.

Aber was tun wir, wenn wir mit unserem Weltverwandlungsprojekt auf Widerstand stoßen? Gläubige Menschen neigen dann dazu zu sagen: Oh, jetzt ist unser Plan in Gefahr, jetzt ist unsere Hoffnung in Frage gestellt, jetzt wird Gottes Weg behindert, jetzt wird's düster! Und dann ergreifen uns leicht diese Beklemmungen, die Papst Franziskus die »irrationalen Phobien« genannt hat, also Angst, die uns nicht mehr hinschauen und zuhören und nachdenken und vorwärtsträumen und weitergehen lässt. Wenn es eine Islamophobie und Christen-Phobie gibt, dann erst recht eine Säkulo-Phobie: Die Angst, dass die Säkularität das Wirken Gottes verhindert: dass die Unentschiedenheiten, Zweifel, Bestreitungen der Moderne Gott aufhalten – die Angst also, dass Gottes Weg sich nicht mitten im Lebensraum der Menschen bereiten lässt, wo alle so anders sind. Wenn wir so empfinden, hat uns die Angst gepackt, dass der Glaube in einer unsicheren Welt nichts mehr bewirken kann. Und an dieser Stelle neigen leider gerade gläubige Menschen dazu, böse zu urteilen – und manchmal eben sogar dazu, böse zu handeln.

Und wie kommt man da hinaus? Die biblische Antwort lautet: Widerstände gegen Gottes Wort sind nicht das Ende seines Weges. Vorwürfe, Angriffe oder Desinteresse: das sind alles Gelegenheiten, an denen sich das Evangelium zu bewähren hat. Eine Begegnung, bei der es auch einen Gegensatz gibt, ist doch eine »gute Herausforderung« – wie es Johannes Paul II. nannte, also ein willkommener Anlass, an dem wir unser Christsein überprüfen und überholen können. Wenn Papst Franziskus vom missionarischen Aufbruch spricht, dann meint er dieses »hinein in die Wirklichkeit«. Oft können wir in solchen Begegnungen sogar sagen: Ja, danke, richtig, das habe ich noch nicht richtig dargestellt, und das hatte ich übersehen, und hier habe ich einen Fehler gemacht und da müssen wir wirklich dazulernen. Das war etwa beim Umgang mit den Missbrauchs-Skandalen unsere Erfahrung – schmerzlich, aber heilsam.

[Die Denkweise, die uns diesen Begegnungsmut macht, kann man mit einem Wort bezeichnen, das vor 50 Jahren, auf dem Konzil, verwendet wurde, obwohl es dann nicht genau so in die Texte kam. Das Wort heißt: »Weltsakrament«: *sacramentum mundi*. Die Kirche will die Welt verwandeln, wie wir es mit den Weltgaben von Brot und Wein feiern. – Aber auch die Welt ist selbst Sakrament, ist Zeichen und Werkzeug Gottes: die Fragen und Herausforderungen des kritischen Denkens, die Nöte und Herausforderungen unserer Mitmenschen, die vorbildlichen und die bedrohlichen Herausforderungen von Andersgläubigen. So kühn darf man das Evangelium verstehen, weil es selbst an der Verurteilung und Hinrichtung Jesu nicht gescheitert ist. Selbst diesen Schlag konnte es aufnehmen und aufheben und zum Heil wandeln. So kann die ganze Welt mit all ihrer Schönheit aber auch mit ihren Abgründen Zeichen und Werkzeug in der Geschichte Gottes werden, in der er alles verwandelt.

Die Begegnung von Gläubigen verschiedener Religion ist für beide »Reinigung und Bereicherung« (*Dialogue and Mission*, 1984, ebenso Benedikt XVI. am 21. Dezember 2012 und *Evangelii Gaudium* 250). Papst Franziskus hat jetzt gerade in Strasbourg vor dem Europarat diese gegenseitige Reinigung noch einmal verdeutlicht: »Aus christlicher Sicht sind Vernunft und Glaube, Religion und Gesellschaft berufen, einander zu erhellen, indem sie sich gegenseitig unterstützen und, falls nötig, sich

wechselseitig von ihren ideologischen Extremismen reinigen, in die sie fallen können« (25. November 2014). Das ist Weltsakrament, sacramentum mundi.

Eine Begegnung kann für beide Reinigung und Bereicherung werden; aber nur dann, wenn sie zum Augenblick der Einsicht wird. Das ist der Grund, warum eine solche Begegnung, bei der sich etwas Weiterführendes auf tun kann, in Freiheit geschehen muss. Ob jemand zum Glauben kommt oder seine Schuld sieht oder ob sich ihm ein neues Verständnis zeigt: das sind Schritte der Erkenntnis. Hier ist der Mensch in seiner ganzen Person beteiligt, das geht nicht unter Zwang. Mit Psychotricks, mit Marketing-Methoden, mit Polit-Strategien, mit Sozialdruck oder körperlicher Gewalt kann man dem Wachstum des Reiches Gottes nicht dienen. Was man so erreichen würde, wäre gerade kein Glauben, keine Erkenntnis, sondern nur die Unterwerfung eines Geknechteten.

Wer sich dies klarmacht, sieht, warum der Dialog der Weg des Evangeliums ist: bescheiden, sachlich, geduldig, bereit, immer wieder anzufangen und einen ersten Schritt zu wagen. Hier geht es nicht darum, dass wir gewinnen, sondern darum, dass der Sauerteig des Gottesreiches alles umgestaltet, auch die Kirche umgestaltet, wo sie es nötig hat. So können wir als Christen, als Volk Gottes unterwegs, das Leben in einer Gesellschaft freudig bejahen, in der wir ständig neu herausgefordert und in Frage gestellt werden, in der nicht alle dasselbe glauben, in der überhaupt nicht alle glauben. Das ist unsere Berufung, das ist unsere Mission: das weltverwandelnde Sakrament, den Sauerteig des Evangeliums wirken zu lassen.]

Und weiter: Selbst wo unsere Gesprächspartner nicht das ganze Evangelium annehmen und sich auf Christus in der Taufe einlassen, übernehmen sie doch oft die Freude und Milde, die liebevolle Hilfsbereitschaft oder die unkomplizierte Herzlichkeit des Evangeliums.

Die Hoffnung also, dass die Stadt Ort für Gottes Weg wird, die trägt uns und unseren geduldi- gen Dialog. Wir hatten ihn jahrhundertlang vergessen. Wir hatten Machtphantasien und meinten, Christus mit dem Schwert dienen zu können. Das Anliegen war wohl oft, dem Evangelium Geltung zu verschaffen. Das Anliegen, ja, aber mit Mitteln, die dem Evangelium gerade widersprechen, das doch der Ruf in die Freundschaft ist. Aber jetzt, vor 50 Jahren, haben wir, Gott sei Dank, diese Haltung wiederentdeckt. Das fiel uns wahrscheinlich auch deshalb nicht allzu schwer, weil die frühe Geschichte der Kirche für uns eine Zeit der Verfolgung war, Zeit der Untergrundkirche – und doch eine Zeit, in der das Evangelium Menschen und Gruppen und Städte und schließlich auch ganze Reiche prägen konnte; und endlich Religionsfreiheit anzuerkennen, das fiel uns wohl auch deswegen dann nicht mehr schwer, weil wir uns erinnern konnten: Das war ja auch der Stil und die Geschichte Jesu – dass die Welt Gottes Weg nicht verhindert, sondern dass der Weg Gottes durch diese Welt geht, mit allen ihren Andersheiten.

Wir stehen daher nicht nur für eine Toleranz, die sagt: ›Wir dulden die andern halt, obwohl sie irren‹; wir stehen vielmehr für Religionsfreiheit als Rahmen für interessierte Begegnungen. Damit können wir unsere dritte Frage stellen:

3 Wie lässt sich eine so gefüllte Religionsfreiheit islamisch begründen?

Es steht mir nicht zu, dem Islam Nachhilfeunterricht zu erteilen. Ich versuche aber – auch unseren muslimischen Gesprächspartnern – zu zeigen, wie man auf gut koranischem Boden Religionsfreiheit befürworten kann. Die Religionsfreiheit hängt nicht an einer Offenbarungsschrift; aber wer sich durch den Koran verpflichtet fühlt, fragt sich natürlich, ob Religionsfreiheit koranisch nachvollziehbar ist.

Daher schauen wir zum Schluss dreimal in die heilige Schrift des Islam. Aber wir picken jetzt keine Einzelstellen heraus. Denn die kann man immer so oder anders auslegen. [Da findet sich sogar die schöne Stelle: »In der Religion gibt es keinen Zwang« (2:258). Aber es ist halt nicht klar, ob das bedeutet: man *darf* die Menschen nicht zwingen, oder: du *kannst* die Menschen ja doch nicht zwingen.] Statt Einzelstellen also lieber drei koranische Denkmuster. Wie wir als Christen die Religionsfreiheit akzeptieren können – über den Personbegriff –, ja sogar freudig begrüßen – als dankbare Weltbejahung –, so sollten wir jetzt fragen: Kann ein Muslim aufgrund des Koran die Welt, wie sie ist, bejahen und von ihr lernen und sich also in interessierter Religionsfreiheit auf einen immer weitergehenden Dialog mit Andersgläubigen einlassen? Drei Beobachtungen dazu – Zeichen, Wissen und Rede.

- Oft weist der Koran erstens auf ein *Geschehen*, sei es in den Rhythmen der Schöpfung oder in einem Einzelereignis. Und er nennt dies: »ein Zeichen«. Was in der Welt vorgeht, kann den Menschen also zum Signal werden, zum Anlass, das Leben zu verstehen, den Glauben anzuneh-

men und sich ganz auf den Schöpfer auszurichten, der sich so gezeigt hat. Damit ist die Welt aber bejaht. Sie ist kein lästiger, die Wahrheit verdeckender Sündenpfuhl, den man verlassen muss, um Gott zu gehorchen, sondern die Welt ist der Raum, in dem Gott sich zeigt. Entsprechend lässt sich auf gut koranischer Grundlage das Geschehen, auch das scheinbar Unsinnige, verstehen als Hinweis Gottes. Wer mit dem Koran handeln will, wird also das Weltliche nicht verachten und zerstören, sondern interessiert aufnehmen.

- Oft setzt der Koran zweitens voraus, dass die Menschen schon wissen, was das Gute ist. Der Mensch hat also offenbar längst Moralkennntnis, bevor der Koran kommt. Damit ist dann aber auch jeder Mitmensch ein Gesprächspartner, der dabei helfen kann, die allgemeinen koranischen Forderungen, gut zu handeln, inhaltlich zu füllen. Wenn aber die Menschen so etwas wie ein Gewissen, Moralerkenntnis, haben, dann sind Ungläubige durchaus auch schützenswerte, ja Verständnis ermöglichende und Interesse verdienende Mitmenschen.
- Man muss sich schließlich immer wieder klarmachen, dass für Muslime Gottes wichtigste Mitteilung die Worte des Koran sind: die Worte! Gott – so das allen Muslimen gemeinsame Verständnis – spricht Menschen an, er mahnt sie zur Umkehr, zum Glauben: er ruft sie. Er prügelt sie nicht auf den rechten Weg, er steuert sie nicht einfach, er spricht vielmehr mit ihnen. Er wirbt und erinnert und argumentiert – er behandelt die Menschen also als mündige, freie, einsichtsfähige, mit Vernunftgründen erreichbare Wesen. Fazit: Wer die Menschen so behandeln will, wie Gott sie im Koran behandelt, der nimmt sie als freie, denkende, entscheidungsfähige Geschöpfe ernst.

Über die koranische Denkform von Weltzeichen, Menschenwissen und Gottesrede – kann, wer den Koran annimmt, seine Aufgabe als Gläubiger in der Welt neu sehen: Mit Andersgläubigen und Ungläubigen zusammen können wir, in Hochachtung vor dem andern, der wirklich anders ist, den Weg des Herrn mitten in unseren Städten bereiten. Hier ist nichts perfekt, aber Gott nimmt es trotzdem zum Werkzeug seines Wirkens. Er will in diese Welt kommen, nicht um sie zu beenden, sondern um sie zu vollenden.

Felix Körner SJ